

Albert von Törring Bischof von Regensburg (1613–1649)

von

Simon Federhofer

Vergleicht man sein Leben mit dem seiner Amtsbrüder vor und nach ihm, so darf man ohne Übertreibung feststellen, daß er mit weit mehr und größeren Schwierigkeiten und Problemen konfrontiert war. Seine Amtszeit umspannt die ganze Länge des 30jährigen Krieges, der mit seinen zahlreichen Wechselfällen das Schicksal dieses Bischofs wesentlich bestimmte. Albert entstammte von den drei Törring'schen Linien derjenigen, die in Stein nördlich des Chiemsees beheimatet war. Dort wurde er am 26. Oktober 1578 als jüngstes von mehreren Kindern geboren. Schon sehr früh verlor er auf tragische Weise seinen Vater. Trotzdem ließ ihm seine Mutter an den Universitäten Ingolstadt und Würzburg eine gute Ausbildung angedeihen. Dank ihrer guten Beziehungen zum Hof des Salzburger Erzbischofs gelang es ihr auch, für ihren Jüngsten eine Domherrenstelle zu besorgen, zwei Jahre später eine in Regensburg, womit Alberts Fortkommen gesichert war. 1609 wurde er in Regensburg zum Scholasticus bestellt und hatte sich als solcher um die Domschule zu kümmern. 1610 empfing er, schon 32 Jahre alt, die Priesterweihe. In Salzburg lernte er die barocke Lebensart und die Baulust Wolf Dietrichs von Raitenau kennen und erlebte auch dessen Sturz. Als dieser nämlich nach der reichsunmittelbaren Fürstprobstei Berchtesgaden mit ihren ergiebigen Salzbergwerken griff, rückte Herzog Maximilian in Salzburg ein und ließ den flüchtenden Erzbischof gefangennehmen. Da dieser aber nicht ohne die Erlaubnis des Papstes und des Kaisers abgesetzt werden konnte, schickte das Salzburger Domkapitel im Dezember 1611 eine Gesandtschaft, bestehend aus Albert von Törring und einem Amtsbruder, nach Prag. Sie kehrten mit einem Dekret zurück, in dem sich Kaiser Rudolf mit der Gefangenhaltung des Erzbischofs und mit einer Neuwahl in Salzburg einverstanden erklärte. Als in Regensburg am 3. September 1613 der betagte Bischof Wolfgang von Hausen verstorben war, wurde Albert von Törring zum Nachfolger gewählt. Auf die Frage, ob er die Wahl annehme, erwiderte er, er sei zwar einem solch hohen Amte nicht gewachsen und sähe lieber einen anderen an seiner Stelle, nahm aber die Willenserklärung der Wähler an. Es spricht für die Vernunft und die Bescheidenheit des Neugewählten, daß er angesichts der angespannten Finanzlage des Hochstifts auf den feierlichen Einritt verzichtete. Dies war den Regensburger Verhältnissen durchaus angemessen.

Denn die finanzielle Basis des Hochstifts war äußerst schmal und ließ wenig Spielraum für Aufwand und Prunk. Das weltliche Herrschaftsgebiet war im Vergleich zu den bayerischen Fürstbistümern am kleinsten und zudem verstreut. Der reichsunmittelbare Besitz beschränkte sich auf die Herrschaften Wörth an der Donau und Hohenburg auf dem Nordgau. Der Reichtum von Wörth bestand in umfangreichen Waldun-

gen, während Hohenburg im unfruchtbaren Nordgau wenig abwarf. Außerdem besaß das Hochstift noch eine Reihe von Mediatherrschaften in Ober- und Niederbayern und in Österreich, hier vor allem das durch seinen Weinbau wohlhabende Pöchlarn. Das Einkommen, von dem der Unterhalt des kleinen Behördenapparates und das standesgemäße Leben des Bischofs bestritten wurden, bestand in den Abgaben der Untertanen. Von den Diözesanen als solchen durfte der Bischof keine Steuern erheben. Wie die Reichsstadt und die anderen drei geistlichen Stifte hatte auch der Bischof Sitz und Stimme im Reichstag, war aber laut Wormser Reichsmatrikel von 1521 auch zu jährlichen Reichskontributionen und zu Beiträgen an das Reichskammergericht verpflichtet. Die Finanzkraft des Hochstifts ist schwer einzuschätzen. Häufig wurden wie überall die Einnahmen heruntergespielt, während die Ausgaben übertrieben dargestellt wurden, um im Falle von neuen finanziellen Forderungen bei Freund oder Feind Mitleid zu erregen und möglichst gnädig davonzukommen. Zur Zeit des Krieges mögen die jährlichen Einnahmen etwa 7500 fl betragen haben, während die Belastungen ein Vielfaches waren. Dazu hatte Albert von Törring von seinem Vorgänger eine drückende Schuldenlast von 88 000 fl übernehmen müssen.

Bei dieser wenig rosigen Lage ist es trotzdem erstaunlich, daß er in den Jahren von 1613 bis 1629 58 650 fl für Bauzwecke aufbrachte. Besondere Aktivitäten entfaltete er in den ersten fünf Jahren nach seinem Amtsantritt, also in den Jahren vor Ausbruch des großen Krieges. Auf Neubauten verzichtete er. Sein besonderes Interesse galt dem Dom, dem weiteren Ausbau, der Ausschmückung in barockem Stil und der Instandhaltung. Zunächst ließ er die schadhafte Domfenster reparieren, stiftete einen bronzenen Kandelaber, sechs Altarleuchter, gab bei Georg Schelchshorn eine neue Glocke, die sog. kleine Fürstin, in Auftrag und ließ bei dieser Gelegenheit den Glockenstuhl ausbessern. Er ließ zwei gewaltige Bilder und zwei Marmoraltäre anfertigen, die allerdings 1838 im Zuge der Purifikation als stilfremd aus dem Dom genommen und anderwärts würdig untergebracht wurden. Er vollendete die Einwölbung des Mittelschiffs, die im Mittelalter nur in den zwei östlichen Jochen vorgenommen worden war, und beschaffte ein neues Gestühl und eine neue Orgel. Daneben mußte er das Schloß Wörth, das im Sommer 1616 vom Blitz getroffen und bis auf die Mauern abgebrannt war, wieder aufbauen. Die Grabinschrift Alberts würdigt seine Bauleistungen und seine Verdienste um den Dom in eindrucksvollen Worten.

Behutsam, aber konsequent nahm er auch seine oberhirtlichen Aufgaben wahr. Im Jahre 1616 forderte er seine Pfleger, Landrichter und Räte auf, das „hochsträffliche“ Gotteslästern und Fluchen als Inbegriff der Gottlosigkeit und aller daraus resultierenden Übel der Zeit in ihrem Amtsbereich energisch zu bekämpfen. Er förderte die neue Volksfrömmigkeit, Marien- und Heiligenverehrung. Er war selbst Mitglied der Marianischen Kongregation und förderte sie, so gut es konnte. Dadurch daß er mehrere Male für je ein Jahr das Amt des Präfekten übernahm, erweckte er die an Ermüdungserscheinungen leidende Vereinigung zu neuem Schwung. Als man ihm einmal für sein häufiges Kommen dankte, entgegnete er: „Ich bin immer bereit, unter Frommen in Dienste zu stehen“. 1621 gründete er die Corpus-Christi-Burderschaft, die er aus eigenen Mitteln gut dotierte. Ein besonderes Anliegen war es für ihn, die Erlaubnis zu erwirken, das Fest des Albertus Magnus in seiner Diözese feiern zu dürfen. Schließlich wurden die jahrelangen Bemühungen in Rom honoriert, allerdings nicht in dem gewünschten Umfang. Der Todestag – der 15. November – durfte nur im Regensburger Dom, nicht in der Diözese begangen werden. 1624 erschien das lange angekündigte Missale Ratisbonense, das im Proprium erstmals das Fest des seligen Albertus Magnus enthielt. In der Neuauflage von 1644 erschien er schließlich unter den

Diözesanpatronen. In der Ausübung seiner oberhirtlichen Aufgaben wurde Albert von Törring von einem Weihbischof unterstützt, bis 1618 von Stephan Nebelmaier, einem hochgelehrten Mann, bis 1634 von Heinrich Bachmaier, während er danach aus finanziellen Gründen ohne Weihbischof auskommen mußte.

Ein heikles Problem war und blieb das Verhältnis zur evangelischen Reichsstadt. Sie einerseits und die vier katholischen Reichsstände andererseits waren eifersüchtig darauf bedacht, sich in ihren Rechten nicht einschnüren zu lassen. Zwar fühlten sich Bürgerschaft und Rat unter der Obhut des wenigstens katholischen Kaisers einigermaßen sicher. Aber hart vor den Toren begann das Territorium des Bayernherzogs Maximilian, der die Fakten von 1245 und 1541 nicht verwinden konnte. Angesichts dieser exponierten Lage war die Führung der Stadt bemüht, alle Provokationen zu vermeiden und vorsichtig und zurückhaltend zu taktieren. Aber bei der engen Nachbarschaft zu den vier geistlichen Reichsständen und zu den sieben Klöstern, die mit ihren weitläufigen Gebäudekomplexen ein Drittel der Stadtfläche ausmachten, waren Reibereien unvermeidlich. Solche hatte es schon gegeben, lange bevor die Glaubenstrennung in Sicht war, ob es sich nun um Eigentumsrecht an Häusern oder um Zufahrtsrechte handelte. Verstärkt aber wurden diese Spannungen durch den Gegensatz der Konfessionen. Da ging es zunächst um die Einführung des Gregorianischen Kalenders, obwohl der Bischof direkt nichts damit zu tun hatte. Die Zeitkorrektur, die anno 1584 auf den 4. Oktober den 15. folgen ließ, wurde von protestantischer Seite als vom Papste stammend abgelehnt. Der alte und der neue Kalender bestanden nebeneinander weiter und beeinträchtigten das Alltagsleben, Handel und Gewerbe, Jahrmärkte, Steuer- und Gerichtstermine. Auch die christlichen Feiertage wurden im Abstand von zehn Tagen getrennt begangen. Mochte dieses System in der Stadt so recht und schlecht funktionieren, so wurde es dort schwierig und unerträglich, wo Katholiken und Evangelische in einer Gemeinschaft beisammen lebten, wie dies im Katharinenspital der Fall war. Die Führung war paritätisch besetzt, und auch die Insassen verteilten sich etwa gleichmäßig auf beide Konfessionen. Hier forderte Bischof Albert 1616 die Einführung des neuen Kalenders. Nach langen und zum Teil kleinlichen Verhandlungen erklärte sich 1628 der Rat dazu bereit, aber wohlgerne nur für das Spital.

Ein weiteres Streitobjekt bildete die Dominikanerkirche. Bald nach dem Übertritt der Stadt zur Augsburgischen Konfession hatten die Bürger 1548 das Schiff der Kirche besetzt, während sie den Mönchen den Chor überließen, der vom Schiff nur durch ein Gitter getrennt war. Dieser Besitzstand war durch den Kaiser 1563 und 1568 bestätigt worden. Die Dominikaner aber wollten sich damit nicht abfinden. Nach jahrzehntelangen Streitigkeiten zwischen dem Orden und der Stadt kam es schließlich 1626 zu einem Vergleich. Da die Stadt ihre Ansprüche aus der Zeit vor dem Passauer Vertrag und dem Augsburgischen Religionsfrieden herleiten konnte, erreichte sie relativ günstige Bedingungen. Sie mußte die Kirche zwar wieder an den Orden zurückgeben, sollte aber von diesem innerhalb von zwei Jahren 6000 fl. erhalten. Da intervenierte Bischof Albert beim Kaiser. Es wollte ihm durchaus nicht in den Kopf, weshalb diese Summe überhaupt gefordert wurde. Vielmehr habe doch der Orden ein Recht auf Schadenersatz, da die Stadt die Kirche und die dazugehörigen Gefälle fast 70 Jahre genützt habe. Die 500 Gulden, welche die Stadt zur Instandhaltung aufgewendet habe, würde das Kloster gerne zurückerstatten. Die Bemühungen des Bischofs blieben erfolglos, es blieb bei dem Vergleich. Da der Orden aber nur 2000 fl. aufbringen konnte, half der spanische Gesandte Carlo d'Avila und erlegte den Rest.

Ärger gab es auch wegen der Prozessionen, die der Bischof im Zuge der neuen Volksfrömmigkeit mehr als seine Vorgänger pflegte. Zwar scheint das Reliquienfest

1616, bei dem aus verschiedenen Kirchen kostbare Reliquien in Prozession vor den Dom gebracht wurden, wo sie auf einer Bühne zur Schau gestellt wurden, unbehelligt geblieben zu sein. Als aber 1618 die Karfreitagsprozession auf Wunsch des Bischofs ihren Weg nach St. Emmeram nicht wie sonst durch die kotige Bachgasse, durch die ja der Vitusbach lief, sondern am Rathaus vorbei über den Haidplatz nehmen wollte, war die Straße von einer schweren Eisenkette abgesperrt. Die Teilnehmer, auch der Bischof in seinem Ornat, mußten unter der Kette hindurchschlüpfen, während Kreuze und Fahnen über die Kette gereicht wurden. 1624 ließen die Posten am Jakobsstor eine nach Prüfening ziehende Prozession erst weitergehen, nachdem sie diese eine Zeitlang aufgehalten hatten. Ein anderes Mal durfte eine von Stadtamhof nach Dechbetten pilgernde Wallfahrergruppe den Weg nicht durch die Stadt nehmen, sondern mußte über Winzer nach Mariaort gehen, dort mit der Fähre übersetzen, um nach Dechbetten zu gelangen. Prinzipiell war der Gang durch die Stadt erlaubt, aber der Weg am Rathaus vorbei verboten.

Vier Jahre nach seinem Amtsantritt wurde Albert von Törring mit der Rückführung der Pfalz-Neuburgischen Gebiete zum katholischen Glauben konfrontiert. Schon 1613 war Wolfgang Wilhelm zum katholischen Glauben übergetreten, im November vermählte er sich mit Magdalene, einer Schwester Maximilians, Weihnachten 1615 erklärte er die katholische Religion in seinen Gebieten für gleichberechtigt und 1617 zur Landesreligion. Die Rekatholisierung erfolgte vorsichtig und behutsam. Selbst Konvertit, hatte er Verständnis für die Probleme eines Glaubenswechsels. Großzügig zeigte er sich vor allem gegen seine Bediensteten, Räte, Pfleger, aber auch gegen Adelsfamilien, während die einfache Bevölkerung zur Befolgung der Religionsmandate angehalten wurde. Wenn er auch den lutherischen Geistlichen den Dienst auf sagte, so wollte er doch die Abwanderung vermögender Familien verhindern. Während die Abschaffung des lutherischen Glaubens Sache des Landesherrn war, mußte die Einführung des katholischen Glaubens von der Kirche selbst ausgehen. Am wichtigsten war es fürs erste, die Pfarreien mit geeigneten Geistlichen zu besetzen. Solche aber gab es in der seit 70 Jahren reformierten Oberpfalz nicht. Aber selbst wenn dem Bischof genügend Pfarrer zur Verfügung gestanden hätten, hätte er sie nicht nach eigenem Gutdünken einsetzen können. Das Patronatsrecht hinderte ihn daran. Dies lag bei den Stiftern der Kirchen und deren Rechtsnachfolgern. Sie durften den Pfarrer vorschlagen. Bischof Albert forderte deshalb das Domkapitel auf, alle Pfarreien und Benefizien zu benennen, über die es das Patronatsrecht habe, um mit der Besetzung beginnen zu können. Infolge des großen Priester mangels stellten sich Jesuiten zur Verfügung. Auf dem flachen Land und in den Marktflecken vollzog sich der Glaubenswechsel verhältnismäßig schnell und reibungslos. Probleme gab es in den Städten wie Sulzbach und Weiden, wo noch 1643 lutherische Brautleute sich durch einen katholischen Pfarrer trauen ließen, ohne deshalb zum katholischen Glauben überzutreten.

Wesentlich härter und rigoroser als Wolfgang Wilhelm ging sein Schwager Maximilian zu Werke, nachdem ihm der Kaiser als Lohn für seine militärische Hilfe in der Schlacht am Weißen Berge die kurpfälzischen Gebiete der Oberpfalz 1623 kommissarisch und 1628 endgültig zugesprochen hatte. Kirche, Kaiser und Reich waren für ihn oberste Werte und tragende Säulen der göttlichen Weltordnung. Den ersten Angriff richtet er gegen die kalvinistischen Prediger, wobei er zunächst noch einige Milde walten ließ. Aber freigewordene Pfarrstellen wurden nicht mehr besetzt. 1625 und 1626 erließ er zwei Generalmandate zur Ausweisung aller nichtkatholischen Religionsdiener, wobei die kurfürstlichen Beamten oft erbarmungslos voringen. Die Bevölkerung, die in Sachen Glaubenswechsel schon einige Erfahrung hatte, verhielt sich skeptisch

und abwartend. Manche Grenzbewohner gingen sonntags, wo es ging, in benachbarte evangelische Fürstentümer zum Gottesdienst, bis auch dem durch Verbot des „Auslaufens“ ein Riegel vorgeschoben wurde. Im April 1628 stellte Maximilian, nun endgültig Herr der Oberpfalz, deren Bewohner vor die Alternative, entweder katholisch zu werden oder binnen eines halben Jahres mit Weib und Kind in die Fremde zu ziehen, was auch viele taten.

Wie aber die zurückbleibende und bekehrungswillige Bevölkerung katholisch machen, wo es doch weithin an Priestern mangelte? Maximilian berief 46 Patres des Jesuitenordens, die der Regierung unterstanden. Auch die Väter des heiligen Benedikt erboten sich 1626, zwölf Mönche zur Verfügung zu stellen. Der Bischof wurde dabei übergangen, seine oberhirtlichen Rechte durch den Kurfürsten und die von ihm eingesetzten Ordensleute ständig mißachtet und gegen das geltende Kirchenrecht gröblich verletzt. Kein Wunder, wenn er im August 1627 die Äbte von Prüfening, Oberaltaich, Andechs, und Scheyern aufforderte, ihre Mönche zurückzuziehen. Dabei war er durchaus kein Gegner der Orden. Die Beschwichtigung Maximilians, daß die bischöfliche Jurisdiktion nicht geschmälert sei, überzeugte den Bischof nicht. Da die Ordensleute aber bei weitem nicht zur Pastorierung ausreichten, mußten auch Weltgeistliche herangezogen werden. Ihre Anstellung erfolgte durch die Regierung. Obwohl sich die Bewerber in München melden sollten, kamen die meisten gleich nach Amberg. Bei der geringen Nachfrage achtete man kaum auf deren Qualität, man nahm, wen man bekam, meist aus anderen Diözesen. Wenn aber da und dort Kritik an Geistlichen laut wurde und Mängel oder Auswüchse beseitigt werden sollten, wurde der Bischof angegangen. Er sollte sich um die „Remedierung“ kümmern. Wahrhaft, keine beneidenswerte Lage für den Bischof!

Wenn die Bekehrung von Erfolg gekrönt sein sollte, kam der Jugendunterweisung besondere Bedeutung zu. Bei der weitverbreiteten religiösen Gleichgültigkeit, der sittlichen Verwahrlosung, dem Priesterangel und der oft unzureichenden Ausbildung des Klerus war das eine dornenvolle Aufgabe, da auch von den Eltern keine spürbare Hilfe zu erwarten war. Wie bei der Rekatholisierung selbst, so war auch bei der Jugendunterweisung nicht der Bischof, sondern der Landesfürst die treibende Kraft. 1628 wies er seine Beamten an, bei den Eltern darauf hinzuwirken, ihre Kinder und Ehehalten zum Besuch der Christenlehre anzuhalten. Regelmäßig sollte über Fortschritt und eventuelle Mängel an die Regierung berichtet werden. Selbst Eis und Schnee oder weiter Weg galten nicht als Entschuldigung, der Kinderlehre fernzubleiben, die immer nach dem Sonntagsgottesdienst stattfand. Eigentlich war es Sache der Geistlichen, die Jugend im Katechismus zu unterweisen. Doch kam es oft genug vor, daß sie diese Aufgabe den Lehrern übertrugen. Diese aber waren nach den Worten eines Regierungsbeamten „theils fluchende Reiter und Soldaten, theils Handwerksleuth, die wol selbst besserer Information in der catholischen Lehr bedürftig“ waren. Die diesbezüglichen Rügen wurden dem Bischof zugeleitet. Der Kurfürst sprach allzu leicht von Nachlässigkeit der Priester und auch der Bischöfe, wo doch die tatsächlichen Verhältnisse, der Krieg mit seinem Drunter und Drüber, Not und Priesterangel eine radikale Änderung in kurzer Zeit unmöglich machten. Er erstrebte einen perfekten Apparat und schnellen Erfolg. Aber nur Geduld, Ausdauer und Ruhe und Ordnung im Land, d. h. Frieden konnten hier den gewünschten Erfolg reifen lassen.

Was auf dem Lande so schwierig war, mußte sich in Regensburg, wo es genügend qualifizierte Priester und Ordensleute gab, nach Meinung des Bischofs wesentlich leichter realisieren lassen. Mit dem kaiserlichen Restitutionsedikt im Rücken, trug er sich 1630 mit der Absicht, die Stadt zur Rückkehr zum alten Glauben zu zwingen. Er

führte dabei juristische Argumente ins Feld, die in die Zeit des Augsburger Religionsfriedens zurückreichten und ihm vielleicht von seinen Beratern eingegeben worden waren, und entfaltete bei der Verfolgung seines Plans enorme Energie. Zunächst ließ er den evangelischen Pfründern des Spitals die Verpflegung sperren, worauf der Rat der Stadt jedem Betroffenen eine tägliche Unterstützung von 12 Kreuzern für den Kauf von Lebensmitteln gewährte. Er wandte sich an den Kaiser, der eine Kommission berief, die vom 28. November bis 15. Dezember im Bischofshof tagte. Der Rat war zutiefst erschrocken und ließ durch den Superintendenten die Bevölkerung zum Gebet aufrufen. Die städtischen Kommissare bezeichneten die ganze Sache als „etwas frembt und selzam“ und verwiesen auf den Augsburger Religionsfrieden, der jede Deutelei ausschließe und auch von dem damaligen Regensburger Bischof unterzeichnet worden sei. Ferner erinnerten sie die Kommission an das Versprechen, das der Kaiser beim letzten Reichstag gegeben hatte, „Unns bey allen unseren Privilegiis und Freyheiten, darunter wir die gewissens Freyheit für das höchste halten, kaiserlich zu manutenerien und zu schützen“. Der Bischof ließ durch eine Abordnung bei Kurfürst Maximilian anfragen, wie er sich in der Angelegenheit verhalten soll. Dessen Standpunkt war von vorneherein klar. Er empfahl den bischöflichen Vertretern, einen tüchtigen Agenten nach Wien zu schicken; er selbst wolle das Gleiche tun. Aber auch die Stadt entfaltete eine rührige diplomatische Tätigkeit, wandte sich an verschiedene Fürsten und Städte und schickte ebenfalls eine Abordnung nach Wien mit der Bitte, die Sache auf dem nächsten Kurfürstentag zu Frankfurt zu behandeln, der am 3. Februar 1631 beginnen sollte. Die Verzögerungstaktik der Stadt lohnte sich. Alles verlief im Sand, die Kommission wurde aufgelöst. Mit der Absetzung Wallensteins als kaiserlicher Befehlshaber auf dem Kurfürstentag in Regensburg und mit der Landung der Schweden auf deutschem Boden deutete sich an, daß die Macht des Kaisers und der katholischen Partei ihren Zenit überschritten hatte.

Es spricht einiges dafür, daß an diesen Bestrebungen zur Rekatholisierung der Stadt Dr. Sebastian Denich wesentlichen Anteil hatte. Jedenfalls war er bischöflicher Gesprächspartner der drei kaiserlichen Kommissare. Er war im September 1630 zum Domdekan gewählt worden und nahm somit innerhalb des Domkapitels eine Schlüsselstellung ein. Dieser hochgebildete, arbeitsfreudige und streng gegenreformatorisch gesinnte Herr mußte mit der behäbigeren Lebensart Bischof Alberts in Konflikt geraten. Bald machte er sich zum Wortführer der Kritik, die sich gegen den Bischof und vor allem gegen einige Mitglieder des Domkapitels richtete. Die Vorwürfe betrafen in der Hauptsache die weltliche und geistliche Verwaltung des Hochstifts. Viele Domherren nähmen es mit dem Chorgebet und dem Gottesdienst nicht genau, und die Domschule sei verwahrlost. Außerdem setze sich der Bischof über die Wahlkapitulation hinweg und unterlasse es, die neu einzustellenden Beamten dem Domkapitel vorzustellen und von ihnen die Ablegung des Glaubensbekenntnisses zu verlangen. Die bischöfliche Hofhaltung sei nicht standesgemäß und der bauliche Zustand etlicher Häuser und Schlösser schlecht. Auch die Schuldentilgung werde nicht energisch genug betrieben. Das Grundübel liege allerdings weniger in der Person des Bischofs, vielmehr habe er Leute um sich, deren er sehr wohl entraten könne. Der Kanzler und etliche Räte seien ihrer Aufgabe überhaupt nicht gewachsen. Es wurden allerlei Beschlüsse gefaßt, die dem Übel an die Wurzeln gehen sollten. Doch ließen die kriegerischen Ereignisse der nächsten Zukunft keine Zeit, die vorgesehenen Reformen konsequent in die Tat umzusetzen.

Mit der Landung Gustavs auf Usedom am 6. Juli 1630 trat der Krieg in ein neues Stadium, das Blatt begann sich zu wenden. In kurzer Zeit baute der „Löwe aus Mitter-

nacht“ in Norddeutschland eine feste Operationsbasis auf. Noch im November 1631 stieß er bis Würzburg vor und besetzte im März 1632 Nürnberg, Donauwörth, Augsburg und rückte am 16. Mai 1632 in München ein, während er seinen General Horn mit einem starken Truppenkontingent gegen Regensburg schickte. Die Nachricht vom Siegeszug und Herannahen der Schweden wurde in der Stadt von den Protestanten mit unverhohlener Freude, von den Katholiken mit Bestürzung aufgenommen. Schon im November 1631 hatte der Bischof seine Wertsachen auf das Familienschloß nach Stain schaffen lassen. Der Domschatz war sorgsam in Fässer verpackt, genau registriert und für den Abtransport bereit. Als nun im April 1632 eine Schreckensbotschaft die andere jagte, wurde er nach Wörth und von dort zu Schiff nach Passau gebracht. Die Domherren wurden von ihrer Residenzpflicht entbunden. Einige machten davon Gebrauch und hielten ihre Pferde gesattelt, und viele Geistliche auf dem Land folgten ihrem Beispiel. Albert von Törring begab sich in die hochstiftische Herrschaft Pöchlarn. Nur zwei Kapitulare blieben auf Posten.

Noch einmal kam man mit dem Schrecken davon. Die Schweden zogen sich zurück. Dafür aber lasteten auf der Stadt und den geistlichen Ständen in bedrückendem Ausmaß die Einquartierungen. Seit November 1631 befanden sich 1500 Mann des bayerischen Reichskreises zum Schutz der strategisch wichtigen Stadt innerhalb der Mauern. Der Bischof und die drei geistlichen Stände einerseits und die Reichsstadt andererseits mußten sich gegenüber Maximilian als Oberstem des bayerischen Kreises vertraglich verpflichten, für den Unterhalt der Truppen aufzukommen. Die Tatsache, daß diese gleich nach ihrem Einrücken rücksichtslose Plünderungen vollführten, wobei sie zwischen den Häusern der Bürger und Geistlichen keinen Unterschied machten, erschwerte das Problem. Die Bürger der Stadt, die in den Schweden die Verteidiger ihres Glaubens erblickten, sahen nicht recht ein, weshalb sie die ungeliebten und ungerufenen Truppen des Bayernherzogs unterstützen sollten, behielten aber bei allen offiziellen Verhandlungen diese Gedanken bei sich. Die katholische Partei, die für die Unterhaltsleistungen ein besseres Motiv gehabt hätte, saß aber in der gleichen Klemme. Wo sollte man die vielen Pferde, Menschen und Wagen unterbringen, woher so viel Futter, Hafer und Proviant beschaffen und vor allem so viel Geld nehmen, das zusätzlich gefordert wurde? Von November 1631 bis November 1633 gab es nun ein erbittertes Tauziehen um dieses Problem. Wenn die Einquartierung nicht verhindert oder rückgängig gemacht werden konnte, mußte man beim Kurfürsten versuchen, die Kosten möglichst gering zu halten. Je nach militärischer Lage gelang dies mit wechselndem Erfolg. Im übrigen versuchte jede Partei, die Last von sich abzuwälzen und dem anderen zuzuschieben. Immerhin stand eine wöchentlich zu entrichtende Summe von 600 Gulden zur Debatte, was einem Jahresbetrag von 31 200 Gulden entsprach.

Parallel zu diesen Verhandlungen gingen innerhalb des Domkapitels die Beratungen über die Verwaltungsreform weiter, seit der Bischof und die einzelnen Domherren von ihren Zufluchtsorten zurückgekehrt waren. Das am 28. Februar 1633 unterbreitete Resultat lief eindeutig auf eine Einschränkung der bischöflichen Befugnisse zugunsten kollegialer Verwaltung hinaus, ein bemerkenswerter Vorgang, da sich in anderen Diözesen in dieser Zeit des anbrechenden Absolutismus die umgekehrte Entwicklung vollzog. Bischof Albert bezeichnete den Plan als unannehmbar und lehnte ihn strikt ab. Nun suchte Dr. Denich Hilfe beim Kurfürsten, der die Vorgänge am Regensburger Hochstift schon seit langem aufmerksam und mißtrauisch beobachtete. In einem langen, geharnischten Schreiben erhob Maximilian die härtesten Vorwürfe. Vor allem beklagte er die Liederlichkeit des Klerus, die Vernachlässigung der Seelsorge und den mangelnden Spürsinn bei der Einstellung von Beratern und Mitarbeitern.

Schließlich gab er dem Bischof den Rat, entweder freiwillig abzutreten oder wenigstens einen Coadjutor anzunehmen, und fügte noch die Drohung hinzu, er werde die gleiche Mühe, die er für dessen Einsetzung aufgeboden habe, nun auf seine Absetzung verwenden; er werde bei Papst und Kaiser darauf hinarbeiten, daß dieses Stift einen neuen und besseren Vorsteher erhalte, der sich die Restauration des zerfallenen Stifts mehr angelegen sein lasse. Bei nüchternen Abwägung aller Umstände und Tatsachen scheinen diese Vorwürfe beträchtlich überzogen, und es ist bekannt, daß Kurfürst Maximilian zu den härtesten Mitteln griff, um seinen Willen durchzusetzen. Zu diesen Sorgen sollten aber bald neue hinzutreten.

Anfang November 1633 erschienen die Schweden unter Bernhard von Weimar erneut vor Regensburg. Vergebens hatte Maximilian den Kaiser, den wiedereingesetzten Wallenstein und Gallas um schleunige Hilfe gebeten. Der Stadtkommandant hatte strikten Befehl, die Reichsstadt bei Verlust seines Kopfes bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Am 13. November abends begann der Feind, die Stadt zu beschießen. Nach heftigem Artillerief Feuer, das die ganze Nacht über währte, erkannte der selbst schwer verwundete Kommandant die Sinnlosigkeit weiteren Widerstandes und bat um Waffenstillstand. Er erreichte freien Abzug seiner Truppen und Sicherheit der Regensburger Bürger. Die Einbeziehung der Geistlichkeit wurde abgelehnt. Am folgenden Tag hielt der neue Herr feierlichen Einzug in die Stadt. Für die Geistlichen war eine schlimme Zeit angebrochen. Der Bischof und der Klerus sollten 150 000 Taler Lösegeld zahlen, was angesichts der schon vorher bestehenden Verschuldung und der jüngsten Strapazierung durch die bayerische Besetzung unerschwinglich war. Die Schweden nahmen sich kostbare goldene und silberne Kirchengefäße und viele andere begehrte Gegenstände, deren Preis weit unter Wert veranschlagt wurde, und schickten zudem den Dompfarrer und den Domprediger zu den Katholiken von Haus zu Haus, um noch mehr zusammenzubetteln. Aber all das reichte nicht einmal für ein Drittel der geforderten Summe.

Die Geistlichen wurden größtenteils nach Ingolstadt gebracht, die anderen eingesperrt. Der Bischof mußte seine Residenz dem Sieger überlassen und wurde mit seinem Bruder Ferdinand und drei weiteren Kapitularern im Wirtshaus zum Goldenen Stern untergebracht und zwei volle Monate festgehalten, ohne zu wissen, was mit ihnen weiter geschehen werde. Am 15. März 1634 wurden sie – der Bischof, die drei Domherren, ein Kaplan, Barbier und Kammerdiener – mit unbekanntem Ziel in Marsch gesetzt und erreichten nach einer beschwerlichen, abenteuerlichen Reise über Neumarkt, Nürnberg, Windsheim und Ochsenfurt am 16. April Würzburg, wo sie nach vierwöchigem Herumirren auf der Festung Marienberg eine Bleibe fanden. Einen Monat lang logierten sie in einem einzigen Zimmer. Dann erhielt der Bischof mit seinem Kaplan und Barbier ein Zimmer, eine Stube und eine Kammer zugewiesen. Unablässig war er bemüht, die Freilassung zu erwirken, „aber alles umbsinst“. So verging der Sommer 1634 und mit ihm die Hoffnung auf Freiheit. Am 13. September kam Bernhard von Weimar nach Würzburg zurück und zeigte sich nach der bei Nördlingen erlittenen Niederlage nachgiebiger. Er verlangte kein weiteres Lösegeld und sprach von Gefangenen austausch. Aber nichts geschah, abgesehen davon, daß den Gefangenen mehr Bewegungsfreiheit gewährt wurde. Erst als die Lage der Schweden unhaltbar geworden war, wurde der Regensburger Fürstbischof um Vermittlung bei seinen Amtsbrüdern von Würzburg und Bamberg gebeten, welche die Festung mit Heeresmacht belagerten. Albert stimmte gerne zu und verfaßte das gewünschte Schreiben. In den Akkord, der am 16. Januar geschlossen wurde, war auch er und seine Begleitung einbezogen. Schon am folgenden Tag wurde er von einer Abordnung

der beiden Bischöfe abgeholt, zu ihnen in die Freiheit geführt und herzlich begrüßt. Nach einigen Tagen der Erholung brach er am 23. Januar 1635 in Begleitung des Generals von Götz zur Heimreise auf und kam am 1. Februar über Rothenburg und Neuburg am 1. Februar glücklich in Regensburg an.

Hier hatte sich während seiner Abwesenheit einiges geändert. Im Juli 1634 hatten die Schweden die Stadt fast ohne Widerstand den Kaiserlichen überlassen. Schlimmer aber hatte die Pest gewüthet, der angeblich zwei Drittel der Einwohner zum Opfer fielen. Viele Häuser waren ausgestorben und verschlossen. Das Leben lief langsamer und stiller. Geblieben bzw. gewachsen war die finanzielle Not, in der Stadt und im Hochstift. Mit dem Ruin der Herrschaften Hohenburg und Wörth waren auch die schon vorher spärlich fließenden Einnahmen fast versiegt. Man mußte Geld aufnehmen, um die Leute zu befriedigen, die zu dem von den Schweden geforderten Lösegeld ihr Schärflin beigesteuert hatten. Knapp vierzehn Tage nach seiner Rückkehr bat der Bischof den Erzbischof und das Domkapitel von Salzburg, das vom Krieg verschont geblieben war, um seine früheren Einkünfte aus seiner dortigen Domherrenstelle. Auf Druck des Regensburger Domkapitels wurden die Hofhaltung und die Rechte des Bischofs empfindlich eingeschränkt. Trotz der finanziellen Misere bemühte sich Bischof Albert um den Wiederaufbau des Schlosses und Marktes Wörth, die beide durch die Schweden schweren Schaden erlitten hatten. Verständnissvoll und sozial gesinnt, erließ er den Bewohnern der Herrschaft die Steuern, den Untertanen von Hohenburg kaufte er sogar das Saatgetreide und verkaufte dafür einige Güter in Österreich. Andere Güter und auch Wertgegenstände verpfändete er in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Die andauernden Einquartierungen, erst der Bayern, dann der Schweden und nun der Kaiserlichen schröpften die ohnehin kärglichen Finanzen. Der Kaiser selbst ersuchte den Bischof, der Klerus möge doch 250 Dragoner aufnehmen, da man der Stadt nicht die ganze Last aufbürden könne, was im Sinne einer besseren Harmonie mit der Stadt akzeptiert wurde.

Während des Reichstags 1640/41 waren die Schweden unter Banèr erneut in die Oberpfalz eingefallen und erschienen am 22. Januar 1641 auf den Winzerer Höhen. Der Domschatz wurde erneut ausgelagert, diesmal nach Burghausen, und die meisten Domherren verließen die Stadt, während Bischof Albert blieb. Die Schweden zogen unverrichteter Dinge ab. Da die langwierigen Verhandlungen über die Behebung der Finanzmisere im Sande verliefen, dankte Dr. Denich am 13. Juli 1641 als Domdekan ab, womit die Einsetzung eines Coadjutors akut wurde, was bei der zunehmenden Gebrechlichkeit des Fürstbischofs schon seit einiger Zeit Gegenstand von Überlegungen gewesen war. Zum Zuge kam Domprobst Franz Wilhelm von Wartenberg. Der vom Kurfürsten aufgezwungene Coadjutor, der keinen Anspruch auf hochstiftische Einkünfte hatte, sollte dem Bischof für diplomatische Aufgaben zur Verfügung stehen. Trotzdem übertrug Bischof Albert nicht ihm, sondern seinem Neffen Adam Lorenz von Törring, der seit 1628 Domherr in Regensburg war, die ehrenvolle, aber auch heikle Aufgabe des nunmehr unaufschiebbaren Besuchs bei der päpstlichen Kurie.

Der dabei in Rom vorzuliegende Bericht gibt gute Aufschlüsse über Alberts Amtstätigkeit, vor allem für die Zeit von 1635 bis 1642. Jährlich spendete er im Dom und in St. Salvator bei den Franziskanern an Pfingsten und am Dreifaltigkeitsfest die heilige Firmung, wobei die Zahl der Firmlinge zwischen 100 und 200 schwankte. Da er bei den Kriegswirren manchmal jahrelang nicht auf das Land kam, lag hier die Zahl der zu firmenden Kinder wesentlich höher. Anlässlich der Einweihung der Kirche von Oberaltaich 1630 firmte er in acht Tagen 6000 Kinder, die zum Teil von weit hergekommen waren. Bei der Einweihung der Kirche von Heiligenblut waren es 1000. Insgesamt

spendete er in den Jahren von 1635 bis 1642 10650 Kindern das Sakrament der Firmung. Während seines Episkopats weihte er mehr als 800 junge Männer zu Priestern, davon allein 347 während der genannten sieben Jahre. Jahr für Jahr zelebrierte er im Dom an zahlreichen Festtagen und bei der Eröffnung der ziemlich häufigen Reichstage das Pontifikalamt.

Zur Verwurzelung des Glaubens wies er seine Dekane an, bei den Pfarrern nach dem Rechten zu sehen, auf regelmäßige Abhaltung des Gottesdienstes und der Christenlehre zu achten und über den baulichen Zustand der Kirchen sowie über die Nöte der Geistlichen zu berichten. Die Pfarrer forderte er auf, sich eines tadelfreien Lebenswandels zu befleißigen und auch hirtelose Pfarreien mitzubetreuen, auf die Heiligung des Sonntags zu achten und den Aberglauben und die Zauberei zu bekämpfen. Um die Ausbildung des Klerus zu verbessern, griff er die schon 1631 von Dr. Denich gemachte, dann aber wegen der Kriegsergebnisse eingeschlafene Anregung wieder auf, ein Seminar zu gründen. Das Geld sollte von den Pfarrern und kirchlichen Körperschaften als Umlage eingehoben werden. Der Kurfürst erhob gegen diese Besteuerung Protest, ebenso viele Pfarrer auf dem Land, deren Einkünfte durch die Verwüstungen des Krieges und durch die Pest erheblich geschmälert waren. Auch die Jesuiten hielten es für besser, von dem Vorhaben abzustehen und die Studenten nach Ingolstadt zu schicken und dafür einen gewissen Beitrag zu leisten. Trotzdem ließ sich der Bischof nicht beirren, kaufte den Salzburger Hof und bestellte einen Jesuiten als Rektor. Bei so viel Entschlossenheit und sichtbarem Erfolg ließ auch der Kurfürst seine ablehnende Haltung fallen. Aber zunehmende Gebrechlichkeit und die erneute Verschlechterung der politischen Lage brachten Albert von Törring um die Erfüllung seines Herzenswunsches. Trotz der finanziellen Not kümmerte er sich weiter um den Dom, den er 1642 neu mit Schindeln eindecken ließ. 1644/45 wurde der Lettner abgebrochen, und 1648 an seiner Stelle ein Chorgitter errichtet. Das Geld wurde wahrscheinlich durch Versetzen von Wertgegenständen und Einschmelzen von Silbergefäßen des Domschatzes beschafft. Ausgaben in dieser Größenordnung konnten mit den regulären Einnahmen nicht mehr bestritten werden. Sie waren fast völlig versiegt.

Der Krieg, der nun schon an die 25 Jahre dauerte, stürzte das Hochstift in immer größere Not. Schon 1639 waren in vielen Dörfern der Oberpfalz zahlreiche Höfe öde und unbewohnt. Dabei brachten die Jahre 1641, 1643, 1645–48 neues, noch größeres Elend. Die Schulden wuchsen und wuchsen, Wertgegenstände mußten versetzt und Güter, ja ganze Herrschaften verpfändet werden. 1645 sollte der Bischof 120 Römermonatae = 25 920 Gulden zum Unterhalt von Reichstruppen, die in Winterquartieren lagen, aufbringen, eine unerschwingliche Summe. Er erklärte sich zur Zahlung eines Viertels bereit „wie hart, schwer und sauer uns und unseren ruinierten wenigen Untertanen solches auch ankommt“. Kurfürst Maximilian aber, damit nicht einverstanden, drohte erbarmungslos mit der militärischen Exekution und tat es. Er legte 185 Mann nach Wörth und 95 nach Hohenburg. Da die militärische Lage einem Sieg der Schweden zuneigte, trieb er mit unbarmherziger Härte die notwendigen Gelder ein. Am 28. August 1645 verfügte er die Beschlagnahme sämtlicher Einkünfte des Hochstifts. Die Regierungen in Straubing und Landshut wurden angewiesen, in ihrem Distrikt alle bischöflichen Gefälle zu pfänden. Die Ernte der fürstbischöflichen Güter wanderte in die Scheunen kurbayerischer Kastner und Pfleger. Im Winter wurde die Beschlagnahme aufgehoben. Aber man stelle sich vor: Im Herbst 1646, wo das geerntete Getreide in den Scheuern lag bzw. liegen sollte, bat der Bischof sein Domkapitel, ihm doch sechs Scheffel Korn zu leihen!

1647 ereilten den Leidgeprüften mehrere Schlaganfälle, die ihn lähmten und für

immer ans Bett fesselten, so daß man ihn heben und legen mußte. Da bedrohte der Schwede Regensburg erneut. Die Domherren bedrängten den Kranken, sein Leben in Sicherheit zu bringen und sich nach Salzburg zu begeben, wohin auch der Domschatz geschafft wurde. Er aber entschied anders. Mit müder, resignierender Geste erklärte er „signo et verbo quoad posse, daß er allhie verbleiben und nit fortreisen wolle“. Die Befürchtungen waren umsonst gewesen, die Schweden zogen ab und verwüsteten erneut die Oberpfalz. Der vom Tode Gezeichnete verfolgte all diese Vorgänge nur mehr mit geringem Interesse. Zwar wurde sein Lebensabend noch durch die Nachricht erhellt, daß Morden und Brennen ein Ende habe und der von allen heiß ersehnte Frieden geschlossen sei. Bischof Albert rief von seinem Krankenlager aus durch ein Rundschreiben alle vertriebenen und geflüchteten Priester seines Bistums zur Rückkehr und Wiederaufnahme der Seelsorge auf. Es war seine letzte oberhirtliche Maßnahme. In den Morgenstunden des 12. April 1649 hauchte er seine Seele aus und hat so „die Schuld der Natur bezahlt“. Am 19. April wurde sein Leichnam unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in den Dom zur Apsis des südlichen Seitenschiffes geleitet und hinsichtlich der Verdienste, die sich der Verblichene um den Dom erworben hatte, im Grab des Bischofs Leo des Thundorfers, dem der heutige Dom im Wesentlichen sein Entstehen verdankt, zur letzten Ruhe gebettet. 36 Jahre, das ist die Hälfte seines Lebens, leitete Bischof Albert von Törring das Regensburger Bistum treu und redlich durch eine der schlimmsten Epochen der 1250jährigen Geschichte. Krieg und Not prägten sein Leben und beengten sein Wirken.

QUELLEN:

J. Lipf, Geschichte der Bischöfe von Regensburg, Regensburg 1852. – G. Schwaiger, Kardinal Franz Wilhelm von Wartenberg als Bischof von Regensburg (1649–1661), München 1954. – S. Federhofer, Albert von Törring, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg (= BGBR) 3 (1969) 7–122. – A. Hubel, Geschichte des Regensburger Domschatzes, in: BGBR 10 (1976) 301–334. – W. R. Hahn, Ratisbona politica, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 125 (1985) 7–160 und 126 (1986) 7–98.